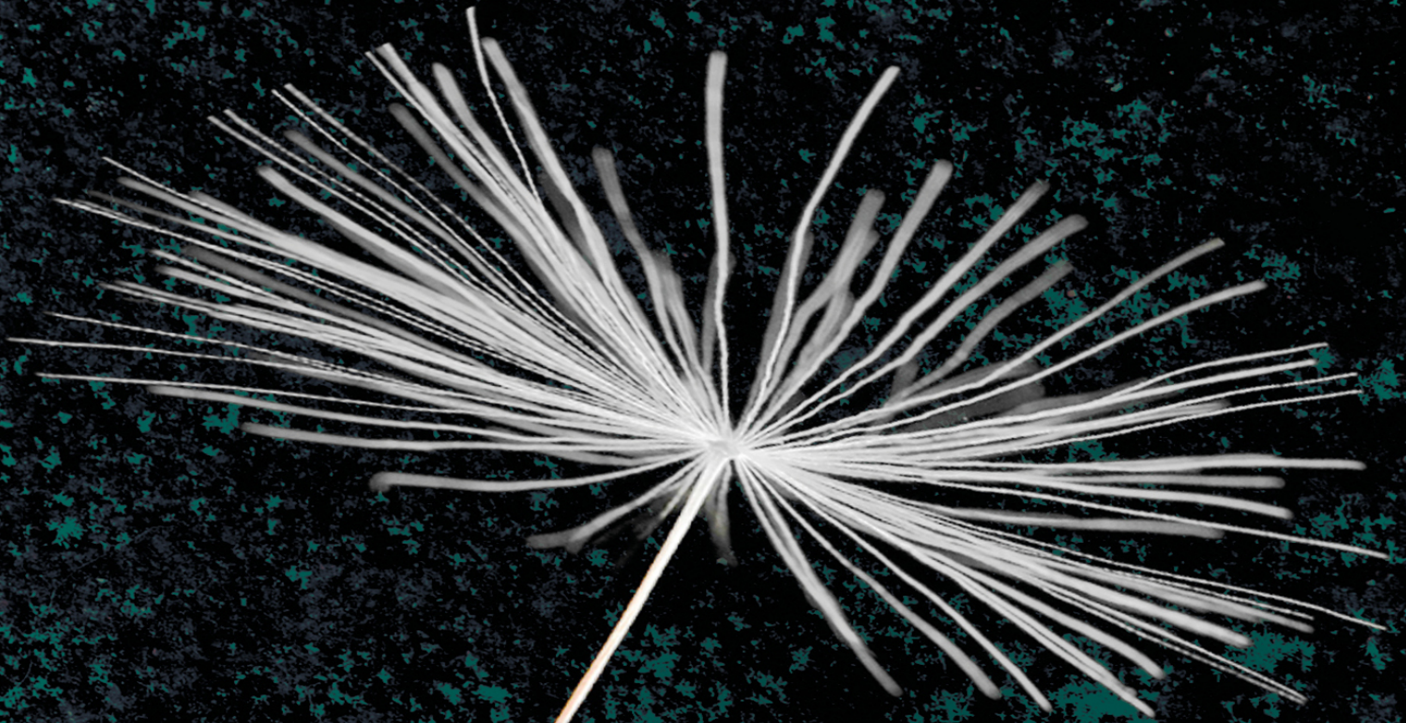


KARIN SLAUGHTER



BELLA
DONNA

THRILLER

HarperCollins

Zum Buch

Heartsdale, ein kleines Provinzstädtchen im Süden der USA. Hier lebt und arbeitet Sara Linton als Kinderärztin und Gerichtspathologin. Sara ist geschieden, ihr Ex-Mann Jeffrey Tolliver ist Chef der örtlichen Polizei. Auf der Toilette eines Restaurants findet Sara die sterbende Sibyl Adams, Professorin am örtlichen College, allseits beliebt – und blind. Sibyl wurde offensichtlich missbraucht und zusätzlich mit einer Stichwaffe schwer verletzt. Noch am Ort des Geschehens erliegt sie ihren furchtbaren Verletzungen. Sara muss die Autopsie vornehmen und Jeffrey die Ermittlungen nach dem Täter einleiten. Das erfordert eine enge Zusammenarbeit zwischen den beiden – und lässt vergessene Gefühle wieder hochkochen. Als kurz darauf erneut eine junge Frau aufs Brutalste misshandelt wird, erkennt Sara, dass zwischen den beiden Verbrechen eine Verbindung besteht ...

Zur Autorin

Karin Slaughter ist eine der populärsten und gefeiertsten Schriftstellerinnen weltweit. Ihre Bücher erscheinen in 120 Ländern und haben sich insgesamt über 35 Millionen Mal verkauft. Zu ihrem Gesamtwerk zählt die Georgia-Serie um die Ermittler Will Trent und Sara Linton, und die Psychothriller *Pretty Girls* sowie *Die gute Tochter* und *Ein Teil von ihr*, die bereits für Netflix und die große Leinwand verfilmt werden. Karin Slaughter stammt aus Georgia und lebt zurzeit in Atlanta. Slaughter setzt sich als Gründerin der Non-Profit-Organisation »Save the Libraries« für den Erhalt und die Förderung von Bibliotheken ein.

Von Karin Slaughter sind im Hause HarperCollins bereits erschienen:

In der Grant-County-Reihe:
Belladonna (Band 1)
Vergiss mein nicht (Band 2)

Karin Slaughter

Belladonna

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Teja Schwaner

Harper
Collins

HarperCollins®

Copyright © 2020 für die deutsche Ausgabe by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche bei Rowohlt Verlag GmbH,
Hamburg.

Für ihre Hilfe in medizinischen und pathologischen Fachfragen dankt der
Übersetzer Frau Doktor Eva Dankoweit-Timpe und Herrn Doktor Klaus Peter
Reinicke, beide in Hannover.

Originaltitel: »Blindsight«
Erschienen 2001 bei HarperCollins, New York

Covergestaltung: zero-media.net, München
Coverabbildung: VLADIMIR DUDKIN, Yolya Ilyasova / Shutterstock
Lektorat: Silvia Kuttny-Walser
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783959679350

www.harpercollins.de

MONTAG

1

Sara Linton lehnte sich im Stuhl zurück und murmelte ein leises »Ja, Mama« in den Hörer. Und fragte sich, ob je der Tag käme, an dem sie zu alt wäre, um von ihrer Mutter übers Knie gelegt zu werden.

»Ja, Mama«, wiederholte Sara und klopfte mit ihrem Stift auf den Tisch. Sie spürte, dass sie ein heißes Gesicht bekam, und eine leichte Übelkeit stieg in ihr auf.

Es klopfte leise an der Bürotür, gefolgt von einem zögernden »Doktor Linton?«.

Sara ließ sich ihre Erleichterung nicht anmerken. »Ich muss Schluss machen«, sagte sie zu ihrer Mutter, die noch eine allerletzte Ermahnung hinterherschickte, bevor sie auflegte.

Nelly Morgan schob die Tür auf und musterte Sara streng. Als Büroleiterin der Heartsdale-Kinderklinik war Nelly so etwas wie eine Sekretärin für Sara. Solange Sara denken konnte, hatte Nelly in der Klinik das Zepter geschwungen. Sogar schon damals, als Sara selbst hier Patientin gewesen war.

Nelly sagte: »Deine Wangen glühen ja.«

»Meine Mutter hat mich angeschrien.«

Nelly hob eine Augenbraue. »Vermutlich hatte sie dazu allen Grund.«

»Na ja«, sagte Sara und hoffte, dass die Sache damit erledigt war.

»Die Laborwerte von Jimmy Powell sind gekommen«, sagte Nelly, ohne den Blick von Sara zu wenden. »Und die Post«, fügte sie hinzu und ließ einen Stapel Briefe in den

Eingangskorb fallen. Das Plastikgestell bog sich unter dem Gewicht.

Sara seufzte, als sie das Fax überflog. An einem guten Tag diagnostizierte sie Ohrenentzündungen und Halsschmerzen. Heute würde sie den Eltern eines zwölfjährigen Jungen sagen müssen, dass er an akuter myeloblastischer Leukämie erkrankt war.

»Nicht gut«, vermutete Nelly. Sie arbeitete lange genug in der Klinik, um zu wissen, wie man einen Laborbericht las.

»Nein«, stimmte Sara zu und rieb sich die Augen. »Ganz und gar nicht.« Sie lehnte sich vor und fragte: »Die Powells sind in Disney World, oder?«

»Zu seinem Geburtstag«, sagte Nelly. »Sie müssten heute Abend wieder zurück sein.«

Sara fühlte, wie eine tiefe Traurigkeit sie übermannte. Sie konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, Nachrichten dieser Art zu überbringen.

Nelly schlug vor: »Ich kann für sie gleich morgen früh einen Termin machen.«

»Danke«, sagte Sara und legte den Laborbericht in Jimmy Powells Krankenakte. Dann warf sie einen Blick auf die Wanduhr und schnappte nach Luft. »Stimmt das etwa?«, fragte sie und sah zum Vergleich auf ihre Armbanduhr. »Ich sollte Tessa schon vor einer Viertelstunde zum Lunch treffen.«

Nelly sah auf ihre Uhr. »So spät? Es ist schon bald Zeit fürs Dinner.«

»Es ging nicht eher«, sagte Sara und sammelte Krankenblätter zusammen. Sie stieß versehentlich gegen den Eingangskorb, und sämtliche Post fiel zu Boden.

»Mist«, fluchte Sara.

Nelly wollte helfen, aber Sara hielt sie davon ab. Nicht nur, dass sie es ungern sah, wenn andere Leute die Unordnung beseitigten, die sie angerichtet hatte; sollte Nelly es

tatsächlich schaffen, auf die Knie zu sinken, käme sie zweifellos ohne tatkräftige Unterstützung nicht wieder hoch.

»Ich hab's schon«, sagte Sara, raffte die Kuverts zusammen und ließ sie auf den Schreibtisch fallen. »War sonst noch etwas?«

Nelly lächelte. »Chief Tolliver wartet auf Leitung drei.«

Das verhiess nichts Gutes. Sara nahm in der Stadt zwei Pflichten wahr, als Kinderärztin und als Coroner, und Jeffrey Tolliver, ihr Ex-Mann, war der Polizeichef. Es gab nur zwei Gründe für ihn, Sara mitten am Tag anzurufen, und von denen war keiner sonderlich angenehm.

Sara griff nach dem Telefon, bereit, Nachsicht walten zu lassen. »Ich kann nur hoffen, dass jemand gestorben ist.«

Jeffreys Stimme war verzerrt, und sie nahm an, dass er sein Handy benutzte. »Da muss ich dich leider enttäuschen«, sagte er, und dann: »Ich hänge schon zehn Minuten in der Leitung. Was, wenn das jetzt ein Notfall gewesen wäre?«

Sara begann, ein paar Unterlagen in ihrer Aktentasche zu verstauen. Es war ungeschriebenes Klinikgesetz, Jeffrey stets erst durch brennende Reifen springen zu lassen, bevor man ihn mit Sara telefonieren ließ. Sie war richtig überrascht, dass Nelly daran gedacht hatte, ihr zu sagen, dass er in der Leitung war.

»Sara?«

Sie schaute zur Tür und murmelte: »Ich sollte längst weg sein.«

»Was?«, fragte er. Seine Stimme hatte ein leichtes Echo.

»Ich hab gesagt, dass du immer jemanden vorbeischickst, wenn ein Notfall vorliegt«, log sie. »Wo bist du?«

»Im College«, antwortete er. »Ich warte auf die Hilfswauwau.«

Er benutzte ihre Insiderbezeichnung für die Wachleute an der Grant Tech, der Staatsuniversität im Stadtzentrum.

Sie fragte: »Und was gibt's?«

»Ich wollte nur wissen, wie es dir geht.«

»Großartig«, schnauzte sie, zog die Papiere wieder aus der Aktentasche und fragte sich, wieso sie sie überhaupt erst eingepackt hatte. Sie blätterte ein paar Karteikarten durch und schob sie in eine Seitentasche.

Sie sagte: »Ich bin schon jetzt zu spät für den Lunch mit Tess. Was kann ich für dich tun?«

Offenbar brüskiert von ihrem schroffen Ton sagte er: »Du hast gestern etwas abgelenkt gewirkt in der Kirche.«

»Ich war aber nicht abgelenkt«, flüsterte sie und ging ihre Post durch. Beim Anblick einer Postkarte hielt sie inne, und sie erstarrte. Auf der Vorderseite der Karte war ein Bild von Saras Alma Mater, der Emory University in Atlanta, zu sehen. Neben ihrer Adresse in der Kinderklinik standen auf der Rückseite die mit Schreibmaschine getippten Worte »Warum hast du mich verlassen?«.

»Sara?«

Ihr brach der kalte Schweiß aus. »Ich muss Schluss machen.«

»Sara, ich...«

Sie legte auf, bevor Jeffrey seinen Satz beenden konnte, und stopfte drei weitere Krankenblätter zusammen mit der Postkarte in ihre Aktentasche. Sie schlüpfte zur Seitentür hinaus, ohne dass jemand sie sah.

Bei strahlendem Sonnenschein trat Sara auf die Straße. Die Luft war inzwischen kühler als am Morgen, und die dunklen Wolken kündeten Regen für den späteren Abend an.

Ein roter Thunderbird fuhr vorüber, aus dessen Fenster ein Kind seinen Arm baumeln ließ.

»Hallo, Doktor Linton«, rief das Kind.

Sara winkte und antwortete mit einem »Hey!«, als sie über die Straße ging. Sie querte den Rasen vor dem College, bog nach rechts auf den Gehsteig und ging dann weiter in

Richtung Main Street. In weniger als fünf Minuten erreichte sie das Restaurant.

Tessa saß in einer Nische an der hinteren Wand des leeren Lokals und aß einen Hamburger. Sie sah nicht gerade erfreut aus.

»Tut mir leid, dass ich zu spät komme«, entschuldigte Sara sich und ging auf ihre Schwester zu. Sie versuchte es mit einem Lächeln, aber Tessa reagierte nicht.

»Du hast zwei gesagt. Jetzt ist es schon fast halb drei.«

»Ich musste noch Papierkram erledigen«, erklärte Sara und schob ihre Aktentasche auf die Sitzbank. Tessa war Klempnerin und ihr gemeinsamer Vater Klempner. Verstopfte Abflussrohre mochten durchaus keine Lappalien sein, aber Linton & Töchter bekamen nur sehr selten Notrufe, wie sie bei Sara an der Tagesordnung waren. Ihre Familie konnte sich nicht vorstellen, wie ein arbeitsreicher Tag für Sara aussah, und war ständig verärgert über ihre Unpünktlichkeit.

»Ich hab um zwei im Leichenschauhaus angerufen«, klärte Tessa sie auf und kaute an einem Pommes frites. »Du warst nicht da.«

Mit einem Seufzer setzte sich Sara und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Ich habe noch mal in der Klinik vorbeigeschaut, dann rief Mama an, und irgendwie ist mir die Zeit davongelaufen.« Sie unterbrach sich und sagte dann, was sie immer sagte: »Tut mir leid. Ich hätte dich anrufen sollen.« Als Tessa schwieg, fuhr Sara fort: »Du kannst für den restlichen Lunch auf mich wütend sein, oder du kannst damit aufhören, und ich gebe dir ein Stück Schokosahnetorte aus.«

»Ich möchte lieber Red-Velvet-Torte«, konterte Tessa. »Geht klar«, erwiderte Sara außerordentlich erleichtert. Es reichte, dass ihre Mutter auf sie wütend war.

»Wo du von Anrufen sprichst«, fing Tessa an, und Sara wusste, worauf sie hinauswollte, bevor ihre Schwester die Frage gestellt hatte: »Von Jeffrey gehört?«

Sara erhob sich, um in die Tasche zu greifen. Sie zog zwei Fünfdollarscheine hervor. »Er hat angerufen, bevor ich die Klinik verließ.«

Tessas bellendes Lachen hallte durchs Restaurant. »Was hat er gesagt?«

»Ich hab aufgelegt, bevor er überhaupt was sagen konnte«, antwortete Sara und gab ihrer Schwester das Geld.

Tessa stopfte die Fünfer in die Gesäßtasche ihrer Jeans. »Mama hat also angerufen? Sie war ziemlich stinkig auf dich.«

»Ich bin auch ziemlich stinkig auf mich«, sagte Sara. Nachdem sie nun seit zwei Jahren geschieden war, konnte sie ihren Ex-Mann immer noch nicht loslassen. Sara schwankte zwischen Hass auf Jeffrey Tolliver und Hass auf sich selbst. Sie wünschte sich, dass nur ein einziger Tag verging, ohne dass sie an ihn denken musste, ohne dass er in ihrem Leben auftauchte. Weder gestern noch heute war ein solcher Tag gewesen.

Ostersonntag war ihrer Mutter wichtig. Obwohl Sara nicht sonderlich religiös war, empfand sie es als nicht zu viel verlangt, an einem Sonntag im Jahr in die Kirche zu gehen und Strumpfhosen zu tragen, um Cathy Linton glücklich zu machen. Sara hatte nicht damit gerechnet, dass Jeffrey ebenfalls in der Kirche sein würde. Gleich nach dem ersten Choral hatte sie ihn aus dem Augenwinkel gesehen. Er saß rechts drei Reihen hinter ihr, und sie beide schienen sich gleichzeitig zu bemerken. Sara hatte sich als Erste gezwungen, wieder wegzusehen.

Wie sie dort in der Kirche saß und den Priester anstarrte, ohne ein einziges Wort zu verstehen, das der Mann sagte, spürte Sara Jeffreys unverwandten Blick im Nacken. Die

Intensität dieses Blicks ließ eine Hitze in ihr aufsteigen, sodass sie errötete. Obwohl sie in einer Kirche saß, ihre Mutter auf der einen Seite und Tessa und ihr Vater auf der anderen, fühlte Sara, wie ihr Körper auf den Blick reagierte, der von Jeffrey gekommen war. Irgendetwas an dieser Jahreszeit hatte sie zu einem völlig anderen Menschen gemacht.

Sie rutschte auf ihrem Platz hin und her, stellte sich vor, dass Jeffrey sie berührte und wie sich seine Hände auf ihrer Haut anfühlten, als Cathy Linton ihr den Ellbogen in die Rippen stieß. Die Miene ihrer Mutter verriet, dass sie genau wusste, was Sara in diesem Moment durch den Kopf ging, und dass ihr das ganz und gar nicht gefiel. Cathy hatte voller Ingrimm die Arme über der Brust verschränkt und fand sich mit der Tatsache ab, dass ihre Tochter in der Hölle enden würde, weil sie am Ostersonntag in der Baptistenkirche an Sex dachte.

Es folgte ein Gebet, dann ein weiterer Choral. Nach einer vermeintlich angemessenen Zeitspanne warf Sara einen Blick über die Schulter, um noch einmal nach Jeffrey zu schauen. Aber er war eingeschlafen, das Kinn auf der Brust. Genau das war das Problem mit Jeffrey Tolliver: Die Vorstellung, die man sich von ihm machte, war weitaus besser als die Realität.

Tessa trommelte mit den Fingern auf den Tisch, um Saras Aufmerksamkeit zu wecken. »Sara?«

Sara legte die Hand auf die Brust, denn sie merkte, dass ihr Herz wie gestern Morgen in der Kirche zu stark klopfte. »Was?«

Tessa schickte ihr einen wissenden Blick. »Was hat Jeb denn gesagt?«

»Wovon redest du?«

»Ich hab gesehen, wie du nach dem Gottesdienst mit ihm gesprochen hast«, sagte Tessa. »Was hat er gesagt?«

Sara überlegte, ob sie lügen sollte. Schließlich antwortete sie: »Er hat mich für heute zum Mittagessen eingeladen, aber ich hab ihm gesagt, dass ich dich treffe.«

»Hättest du doch absagen können.«

Sara zuckte die Achseln. »Wir gehen Mittwochabend aus.«

Es fehlte nur noch, dass Tessa vor Begeisterung in die Hände klatschte.

»Mein Gott«, stöhnte Sara. »Wo bin ich da bloß mit meinen Gedanken gewesen?«

»Zur Abwechslung mal nicht bei Jeffrey«, erwiderte Tessa. »Stimmt's?«

Sara nahm die Speisekarte aus dem Serviettenständer, wenngleich sie eigentlich gar nicht darauf zu schauen brauchte. Seit Sara drei Jahre alt war, hatte ihre Familie mindestens einmal pro Woche in der Grant Filling Station gegessen, und die einzige Änderung auf der Speisekarte hatte es gegeben, als der Besitzer Pete Wayne zu Ehren von Präsident Jimmy Carter dem Angebot auf der Nachtischkarte Erdnusskrokant hinzugefügt hatte.

Tessa beugte sich über den Tisch und schob die Speisekarte beiseite. »Ist alles in Ordnung?«

»Es ist wieder die Zeit«, sagte Sara und kramte in ihrer Aktentasche. Sie fand die Postkarte und hielt sie in die Höhe.

Tessa nahm die Karte nicht, und Sara las vor: »Warum hast du mich verlassen?« Sie legte die Karte auf den Tisch und wartete auf Tessas Reaktion.

»Aus der Bibel?«, fragte Tessa, obwohl sie es genau wusste.

Um Fassung bemüht blickte Sara aus dem Fenster. Plötzlich stand sie auf und sagte: »Ich muss mir die Hände waschen.«

»Sara?«

Sie tat Tessas Betroffenheit mit einer Handbewegung ab und versuchte sich zusammenzureißen, bis sie die Toiletten erreicht hatte. Die Tür der Damentoilette klemmte seit Anbeginn der Zeiten, und sie zog mit einem heftigen Ruck an der Klinke. Der kleine, schwarz-weiß gekachelte Raum war kühl. Sie lehnte sich an die Wand, schlug die Hände vor das Gesicht und versuchte, die letzten paar Stunden des Tages aus dem Gedächtnis zu verbannen. Jimmy Powells Laborwerte gingen ihr nicht aus dem Kopf. Vor zwölf Jahren, als Assistenzärztin am Grady Hospital in Atlanta, hatte sie den Tod kennengelernt. Grady hatte die beste Notaufnahme im Südosten, und Sara hatte ihren Teil an heikelsten Verletzungen zu Gesicht bekommen, angefangen bei dem Jungen, der ein Päckchen Rasierklingen verschluckt hatte, bis zu dem Mädchen, an dem eine Abtreibung mit einem Kleiderbügel aus Metall versucht worden war. Das waren schreckliche Fälle, aber in einer so großen Stadt waren sie dennoch keine Seltenheit.

Manche Fälle in der Kinderklinik, wie der von Jimmy Powells Erkrankung, trafen Sara mit der Wucht einer Abrissbirne. Er würde zu einem jener seltenen Patienten werden, bei denen Sara in ihren beiden professionellen Funktionen würde tätig werden müssen. Jimmy Powell, der so gern beim College-Basketball zuschaute und über eine der größten Sammlungen von Rennwagenmodellen verfügte, die Sara je gesehen hatte, würde mit größter Wahrscheinlichkeit innerhalb eines Jahres sterben.

Sara bändigte ihr Haar mit einer Spange zum Pferdeschwanz, während sie darauf wartete, dass sich das Waschbecken mit kaltem Wasser füllte. Sie lehnte sich darüber und hielt inne, weil ihr ein Übelkeit erregender, süßlicher Geruch entgegenschlug. Pete hatte wahrscheinlich Essig in den Ablauf geschüttet. Das war ein alter

Klempnertrick gegen fauligen Gestank, aber Sara hasste diesen Essiggeruch.

Sie hielt den Atem an und spritzte sich Wasser ins Gesicht, um wach zu werden. Ein Blick in den Spiegel zeigte, dass auch das nichts geholfen hatte, sich aber ein nasser Fleck direkt unter dem Halsausschnitt ihres T-Shirts abzeichnete.

»Na toll«, murmelte Sara.

Sie wischte sich die Hände an den Hosenbeinen ab, während sie auf die Kabinen zuing. Nachdem sie den Inhalt eines Toilettenbeckens gesehen hatte, ging sie zur nächsten Kabine, der für Rollstuhlfahrer, und öffnete die Tür.

»Oh«, hauchte Sara und trat schnell zurück. Sie blieb erst stehen, als sie das Waschbecken im Kreuz spürte. Sie stützte sich daran ab. Sie hatte einen metallischen Geschmack im Mund und musste sich zwingen, konzentriert zu atmen, um nicht ohnmächtig zu werden. Sie ließ den Kopf sinken, schloss die Augen und zählte bis fünf, bevor sie wieder aufsa.

Sibyl Adams, eine Professorin am College, saß auf der Toilette, den Kopf an die gekachelte Wand gelehnt, die Augen geschlossen. Ihre Hose war bis zu den Knöcheln hinuntergezogen, die Beine waren weit gespreizt. Sie hatte eine Stichwunde im Unterleib. Blut füllte das Toilettenbecken, Blut tropfte auf die Bodenkacheln.

Sara zwang sich, in die Kabine zu gehen, und hockte sich vor die junge Frau. Sibyls Hemd war hochgezogen, und Sara konnte einen langen senkrechten Schnitt erkennen, der über den gesamten Unterleib verlief, den Nabel durchtrennte und am Schambein endete. Ein weiterer Schnitt hatte unter ihren Brüsten eine klaffende waagerechte Wunde hinterlassen. Von ihr stammte auch der größte Teil des Bluts, das noch immer am Körper hinunterterrann. Sara legte eine Hand auf die Wunde und versuchte, die Blutung zu

stillen, aber das Blut quoll zwischen ihren Fingern hervor, als drückte sie einen Schwamm aus.

Sara wischte sich die Hände am Hemd ab und neigte Sibyls Kopf nach vorn. Ein leises Stöhnen war zu hören, aber Sara vermochte nicht zu sagen, ob nur Luft aus dem Mund einer Leiche entwich oder ob eine noch lebende Frau um Hilfe flehte. »Sibyl?«, flüsterte Sara unter größten Mühen, denn die Angst schnürte ihr die Kehle zu.

»Sibyl?«, wiederholte sie und schob mit dem Daumen Sibyls Augenlid auf. Die Frau fühlte sich heiß an. Eine Quetschung entstellte die rechte Gesichtshälfte. Sara erkannte den Abdruck einer Faust unter dem Auge. Als sie den blauen Fleck berührte, bewegten sich Knochen unter Saras Fingern und klickten wie zwei Murmeln, die aneinanderstoßen.

Mit zitternder Hand legte Sara die Finger an Sibyls Halsschlagader. Sie spürte ein leichtes Pochen an ihren Fingerspitzen, aber Sara war sich nicht sicher, ob es sich um ihren eigenen Puls handelte oder ob die Frau noch lebte. Sara schloss die Augen und konzentrierte sich darauf, die beiden Empfindungen auseinanderzuhalten.

Ohne Vorwarnung verkrampfte sich der Körper, zuckte heftig, kippte nach vorn und riss Sara zu Boden. Eine Blutlache breitete sich aus, und instinktiv versuchte Sara, die zuckende Frau beiseitezuschieben. Mit Händen und Füßen tastete sie nach einem Halt auf dem glatten Fliesenboden. Schließlich schaffte Sara es, unter der Frau hervorzurutschen. Sie drehte Sibyl auf den Rücken und barg ihren Kopf in den Armen. Plötzlich endeten die Krämpfe. Sara legte ein Ohr an Sibyls Mund, horchte auf Atemgeräusche. Es gab keine.

Sara kniete sich neben Sibyl und drückte auf ihren Brustkorb, in dem Versuch, wieder Leben in ihr Herz zu pressen. Sara hielt der jüngeren Frau die Nase zu und

atmete ihr Luft in den Mund. Sibyls Brustkorb hob sich kurz, aber mehr geschah nicht. Sara versuchte es noch einmal und musste würgen, weil die Sterbende ihr Blut in den Mund hustete. Sie spuckte aus und wollte weitermachen, stellte jedoch fest, dass es zu spät war. Sibyls Augen drehten sich nach hinten, und als sie ein letztes Mal zischend ausatmete, schüttelte ein leichter Schauer ihren Körper. Ein Rinnsal aus Urin breitete sich zwischen ihren Beinen aus.

Sie war tot.

2

Grant County war nach dem guten Grant benannt, nicht Ulysses, sondern Lemuel Pratt Grant, einem Eisenbahnunternehmer, der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Atlanta-Route weit nach South Georgia hinein und bis zum Meer ausbaute. Auf Grants Schienen transportierten die Züge Baumwolle und andere Waren durch ganz Georgia. Diese Eisenbahnlinie hatte dazu geführt, dass man von Orten wie Heartsdale, Madison und Avondale als Städten Notiz nahm. So manche Stadt in Georgia war nach dem Mann benannt. Zu Beginn des Bürgerkriegs entwickelte Colonel Grant zudem einen Verteidigungsplan für den Fall, dass Atlanta belagert werden sollte; allerdings verstand er sich besser auf Güterzüge als auf Feldzüge.

Während der Depression beschlossen die Bürger von Avondale, Heartsdale und Madison, ihre Polizei, ihre Feuerwehren und auch ihre Schulen unter eine gemeinsame Verwaltung zu stellen. Das half, bei unentbehrlichen öffentlichen Dienstleistungen Geld zu sparen, und bewog außerdem die Bahn, die Grant-Strecke nicht stillzulegen. Als Ganzes war das County nämlich viel größer als die Einzelstädte. 1928 wurde in Madison ein Armeestützpunkt gebaut, das brachte Familien aus allen Teilen der Nation in das winzige Grant County. Ein paar Jahre später wurde Avondale Standort eines Bahnbetriebswerks auf der Strecke Atlanta-Savannah. Nach einigen weiteren Jahren wurde in Heartsdale das Grant College gegründet. Fast sechzig Jahre lang blühte und gedieh das County, bis die Schließung von

Garnisonen, Rationalisierungen und die Finanzpolitik der Reagan-Ära die Wirtschaft von Madison und drei Jahre später die von Avondale Schritt für Schritt ruinierte. Wäre das College nicht gewesen, aus dem 1946 eine technische Universität entstand, die sich auf Agrarwesen spezialisierte, hätte Heartsdale denselben Niedergang erlebt wie seine Schwesterstädte.

So war also das College das Herzblut der Stadt, und die oberste Direktive des Bürgermeisters von Heartsdale an den Polizeichef Jeffrey Tolliver lautete, das College bei Laune zu halten, wenn ihm sein Job lieb war. Und genau das tat Jeffrey, als er bei einer Sitzung mit der Campus-Polizei Maßnahmen gegen die seit kurzer Zeit erhebliche Zunahme von Fahrraddiebstählen erörterte. Plötzlich läutete sein Handy. Anfangs erkannte er Saras Stimme nicht und dachte, jemand erlaube sich mit diesem Anruf einen Scherz. In den acht Jahren, die er sie jetzt kannte, hatte Sara kein einziges Mal so verzweifelt geklungen. Ihre Stimme bebte, als sie drei Wörter aussprach, die er nie aus ihrem Mund erwartet hätte: Ich brauche dich.

Jeffrey bog vor den Toren zum College links ab und lenkte seinen Lincoln Town Car die Main Street hinauf in Richtung des Restaurants. Der Frühling hatte in diesem Jahr besonders früh eingesetzt. Die Hartriegelbäume, die die Straße säumten, blühten bereits und tauchten die Straße in ein weißes Blütenmeer. Die Frauen vom Gartenclub hatten Tulpen in Kübel gepflanzt, die die Gehsteige zierten, und ein paar Kids aus der Highschool waren damit beschäftigt, die Straße zu fegen, statt nachzusitzen. Der Besitzer des Textilgeschäfts hatte einen Kleiderständer mit seiner Ware auf den Gehsteig gestellt, und der Haushaltswarenladen hatte im Freien eine Loggia mit Verandaschaukel errichtet. Jeffrey wusste, dass die Szenerie, die ihn im Diner erwartete, einen starken Kontrast bilden würde.

Er kurbelte die Scheibe herunter, um frische Luft in den stickigen Wagen zu lassen. Die Krawatte lag eng um seinen Hals, und er nahm sie ab. Im Geist rekapitulierte er Saras Anruf wieder und wieder, und dabei versuchte er, ihm etwas zu entnehmen, das über die ganz offensichtlichen Fakten hinausging. Sibyl Adams war in einem Diner niedergestochen und getötet worden.

Zwanzig Jahre als Cop hatten Jeffrey dennoch nicht für eine solche Nachricht gerüstet. Die Hälfte seiner Laufbahn hatte er in Birmingham, Alabama, verbracht, wo Mord nur selten eine Überraschung darstellte. Es war selten eine Woche vergangen, ohne dass er gerufen wurde, mindestens einen Mord zu untersuchen, gewöhnlich Folge der extremen Armut in Birmingham: Drogengeschäfte, die schiefgelaufen waren, häusliche Streitigkeiten, bei denen Waffen zu leicht bei der Hand waren. Wenn Saras Anruf aus Madison oder gar Avondale gekommen wäre, hätte Jeffrey das nicht im Geringsten überrascht. Drogen und gewalttätige Auseinandersetzungen unter rivalisierenden Banden wurden in diesen beiden Städten immer häufiger zu Problemen. Heartsdale war das Juwel. In zehn Jahren betraf der einzige verdächtige Todesfall eine alte Frau, die einen Herzschlag bekommen hatte, als sie ihren Enkel dabei erwischte, wie er ihren Fernseher stehlen wollte.

»Chief?«

Jeffrey griff nach seinem Funkgerät. »Yeah?«

Marla Simms, die Telefonistin auf der Dienststelle, sagte: »Ich habe mich um die Sache gekümmert, so wie Sie es wünschten.«

»Gut«, antwortete er und fügte hinzu: »Bis auf Weiteres Funkstille.«

Marla verzichtete auf die naheliegende Frage und schwieg. Grant war schließlich eine Kleinstadt, und sogar auf der Wache gab es Leute, die reden würden. Jeffrey

wollte diese Sache so lange unter Verschluss halten, wie es nur ging.

»Verstanden?«, fragte Jeffrey.

Sie antwortete mit einem: »Ja, Sir.«

Jeffrey schob sein Handy in die Jackentasche und stieg aus dem Auto. Frank Wallace, sein dienstältester Detective, stand bereits Wache vor dem Diner.

»Ist jemand rein oder raus?«, fragte Jeffrey.

Er schüttelte den Kopf. »Brad ist an der Hintertür«, sagte er. »Der Alarm ist ausgeschaltet. Ich nehme an, der Täter hat sich das zunutze gemacht, um rein- und wieder rauszukommen.«

Jeffrey blickte erneut auf die Straße. Betty Reynolds, die Besitzerin des Kramladens, fegte den Gehsteig und warf argwöhnische Blicke in Richtung Diner. Bald würden die Leute kommen, wenn nicht von Neugier getrieben, dann von Hunger.

Jeffrey wandte sich an Frank. »Niemand hat was gesehen?«

»Nicht das Geringste«, bestätigte Frank. »Sie ist zu Fuß von zu Hause hierhergekommen. Pete sagte, sie kommt jeden Montag nach dem Mittagsandrang her.«

Jeffrey nickte knapp und betrat das Lokal. Das Grant Filling Station war so etwas wie der Mittelpunkt der Main Street. Mit seinen großen roten Nischen und den gesprenkelten weißen Resopalflächen, mit den Chromgeländern und den verchromten Strohhalmspendern sah es noch fast so aus wie damals, als Petes Vater es eröffnet hatte. Sogar die groben weißen Linoleumfliesen auf dem Boden, die stellenweise so durchgetreten waren, dass man die schwarzen Klebeflächen sah, stammten noch aus der Anfangszeit. Jeffrey hatte in den vergangenen zehn Jahren fast jeden Mittag hier gegessen. Das Lokal war ein Ort der Entspannung, eine vertraute Zuflucht nach der ständigen

Auseinandersetzung mit dem Abschaum der Menschheit. Er sah sich im Raum um, wohl wissend, dass für ihn von jetzt an hier nichts mehr so sein würde wie früher.

Tessa Linton saß an der Theke, den Kopf in die Hände gestützt. Pete Wayne saß ihr gegenüber und starrte mit leerem Blick aus dem Fenster. Nur an dem Tag, als die Raumfähre *Challenger* explodiert war, hatte Jeffrey ihn wie heute ohne seine Papiermütze im Lokal gesehen. Petes Haar war auf seinem Kopf hochgesteckt, dadurch wirkte sein Gesicht noch länger, als es ohnehin bereits war.

»Tess?«, fragte Jeffrey und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie lehnte sich weinend an ihn. Jeffrey strich ihr übers Haar und nickte Pete zu.

Pete Wayne war normalerweise ein fröhlicher Mensch, aber heute wirkte er wie versteinert. Er schien Jeffrey kaum wahrzunehmen, starrte unverwandt zu den Fenstern an der Restaurantfront hinaus und bewegte fast unmerklich die Lippen. Es kam kein Ton heraus.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens setzte Tessa sich auf. Sie hantierte an dem Serviettenspender, bis Jeffrey ihr sein Taschentuch anbot. Er wartete, bis sie sich die Nase geputzt hatte, und fragte dann: »Wo ist Sara?«

Tessa faltete das Taschentuch zusammen. »Noch immer auf der Toilette. Ich weiß nicht ...« Tessas Stimme versagte. »Da war so viel Blut. Sie wollte mich nicht hineinlassen.«

Er nickte und strich ihr das Haar aus dem Gesicht. Sara war immer sehr besorgt um ihre kleine Schwester, und während ihrer Ehe hatte sich dieser Beschützerinstinkt auf Jeffrey übertragen. Auch nach der Scheidung hatte Jeffrey noch das Gefühl, dass Tessa und die Lintons seine Familie waren.

»Okay?«, fragte er.

Sie nickte. »Geh nur. Sie braucht dich.«

Jeffrey gab sich Mühe, darauf nicht einzugehen. Wäre Sara nicht Coroner des County, würde er sie nie zu Gesicht bekommen. Es sagte viel über ihre Beziehung aus, dass erst jemand sterben musste, damit sie sich mit ihm im selben Raum aufhielt.

Als er in dem Lokal nach hinten ging, spürte er Beklommenheit in sich aufsteigen. Er wusste, dass eine Gewalttat geschehen war. Er wusste, dass man Sibyl Adams getötet hatte. Aber darüber hinaus hatte er nicht die geringste Ahnung, was ihn erwartete, als er die Tür zur Damentoilette mit einem Ruck öffnete. Was er sah, raubte ihm buchstäblich den Atem.

Sara saß mitten im Raum, Sibyl Adams' Kopf auf dem Schoß. Überall war Blut, bedeckte den Leichnam, bedeckte Sara, deren Hemd und Hose von oben bis unten durchtränkt waren, als hätte jemand einen Schlauch genommen und sie mit Blut bespritzt. Blutige Schuh- und Handabdrücke hatten Spuren auf dem Fußboden hinterlassen, als sei es hier zu einem furchtbaren Kampf gekommen.

Jeffrey stand in der Türöffnung, ließ alles auf sich wirken und rang nach Luft.

»Mach bitte die Tür zu«, flüsterte Sara, die Hand auf Sibyls Stirn.

Er tat wie geheißen und schritt an der Wand entlang einmal den Raum ab. Sein Mund öffnete sich, aber er brachte kein Wort heraus. Es galt natürlich, die naheliegenden Fragen zu stellen, aber ein Teil von Jeffrey wollte die Antworten gar nicht wissen. Ein Teil von ihm wollte Sara hinausbringen, sie in sein Auto setzen und wegfahren, bis sich keiner von beiden mehr daran erinnern konnte, wie dieser winzige Toilettenraum aussah und roch. Der morbide Geschmack von Gewalt saß fast greifbar und klebrig in seiner Kehle.

»Sie sieht aus wie Lena«, sagte er schließlich. Damit meinte er Sibyl Adams' Zwillingschwester, die in seiner Einheit Detective war. »Eine Sekunde lang dachte ich schon ...« Er schüttelte den Kopf, konnte nicht fortfahren.

»Lena hat längere Haare.«

»Yeah«, sagte er, unfähig, den Blick von dem Opfer zu wenden. Jeffrey hatte im Laufe der Zeit eine Menge furchtbare Dinge gesehen, aber noch nie das Opfer eines Gewaltverbrechens persönlich gekannt. Nicht dass er Sibyl Adams gut gekannt hatte, aber in einer so kleinen Stadt wie Heartsdale waren eigentlich alle Nachbarn.

Sara räusperte sich. »Hast du es Lena schon gesagt?«

Ihre Frage traf ihn wie ein Hammerschlag. Nach zwei Wochen im Amt als Polizeichef hatte er Lena Adams direkt von der Akademie in Macon eingestellt. In jenen ersten Tagen war sie wie Jeffrey ein Außenseiter. Acht Jahre später hatte er sie zum Detective befördert. Mit dreiunddreißig Jahren war sie der jüngste Detective und zudem die einzige Frau unter den höheren Beamten. Und jetzt war ihre Schwester gleichsam auf ihrem Hinterhof ermordet worden, kaum zweihundert Meter vom Polizeirevier entfernt. Das Gefühl, auf irgendeine Weise persönlich dafür verantwortlich zu sein, raubte ihm fast den Atem.

»Jeffrey?«

Jeffrey atmete tief ein und langsam wieder aus. »Sie bringt gerade Beweismittel nach Macon«, antwortete er schließlich. »Ich habe die Highway-Streife angerufen und darum gebeten, dass man sie herschickt.«

Sara sah ihn an. Ihre Augen waren rot gerändert, aber sie hatte nicht geweint.

»Wusstest du, dass sie blind war?«, fragte sie.

Jeffrey lehnte sich an die Wand. Irgendwie hatte er diese Tatsache vergessen. »Sie konnte es nicht einmal sehen«, flüsterte Sara und sah auf Sibyl hinab. Wie gewöhnlich hatte

Jeffrey keine Ahnung, was Sara dachte. Er beschloss zu warten, bis sie das Wort ergriff. Offenbar brauchte sie eine Weile, um ihre Gedanken zu ordnen. Er vergrub die Hände in den Taschen und ließ den Blick schweifen. Es gab zwei Kabinen mit Holztüren gegenüber eines alten Waschbeckens, das keinen Mischhahn, sondern separate Hähne für kaltes und warmes Wasser hatte. Darüber hing ein gesprenkelter Spiegel in goldenem Rahmen, dessen Farbe abblätterte. Der Raum war keine zehn Quadratmeter groß, und die winzigen schwarzen und weißen Kacheln auf dem Boden ließen ihn noch kleiner erscheinen. Die dunkle Blutlache um den Leichnam verstärkte diesen Eindruck. Mit Klaustrophobie hatte Jeffrey nie Probleme gehabt, aber Saras Schweigen wirkte wie die Anwesenheit einer vierten Person. Im Bemühen um Distanz sah er hinauf zur weißen Decke. Endlich sprach Sara. Ihre Stimme war kräftiger. »Sie saß auf der Toilette, als ich sie gefunden habe.«

Da ihm nichts Besseres einfiel, holte Jeffrey einen kleinen Notizblock mit Spiralbindung hervor. Er zog einen Stift aus der Brusttasche und schrieb mit, während Sara die Ereignisse bis zum gegenwärtigen Augenblick schilderte. Ihre Stimme wurde ausdruckslos, als sie Sibyls Tod in allen klinischen Einzelheiten schilderte.

»Dann habe ich Tess gebeten, mir mein Handy zu bringen.« Sara verstummte, und Jeffrey beantwortete ihre Frage, noch bevor sie sie gestellt hatte.

»Sie ist okay«, beruhigte er sie. »Auf dem Weg hierher hab ich Eddie angerufen.«

»Hast du ihm gesagt, was passiert ist?«

Jeffrey versuchte ein Lächeln. Saras Vater zählte nicht zu seinen größten Fans. »Ich hatte Glück, dass er nicht einfach aufgelegt hat.«

Sara wirkte nicht gerade amüsiert, aber jetzt endlich sah sie Jeffrey in die Augen. In ihrem Blick war eine

Verletzlichkeit, die er seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen hatte. »Ich muss die Vorbeschau machen, dann können wir sie ins Leichenschauhaus bringen.«

Jeffrey schob den Notizblock in die Jackentasche, während Sara Sibyls Kopf behutsam auf dem Boden ablegte. Sie ging in die Hocke und wischte die Hände an ihrer Hose ab.

Sie sagte: »Ich möchte, dass sie hergerichtet wird, bevor Lena sie zu sehen bekommt.«

Jeffrey nickte. »Sie braucht noch mindestens zwei Stunden. Da sollten wir genug Zeit haben, um die Spuren zu sichern.« Er deutete auf die Kabinentür. Das Schloss war aufgebrochen worden. »War das Schloss schon in dem Zustand, als du sie gefunden hast?«

»Das Schloss ist in dem Zustand, seit ich sieben war«, sagte Sara und zeigte auf ihre Aktentasche neben der Tür. »Reich mir mal ein Paar Handschuhe.«

Jeffrey öffnete die Tasche und achtete darauf, dass er die blutigen Griffe nicht berührte. Aus einer Innentasche zog er ein Paar Latexhandschuhe. Als er sich umdrehte, stand Sara zu Füßen der Leiche. Trotz der Blutflecke auf ihrer Kleidung schien sie sich wieder unter Kontrolle zu haben.

Dennoch musste er sie fragen: »Bist du sicher, dass du das hier tun willst? Wir könnten auch jemanden aus Atlanta kommen lassen.«

Sara schüttelte den Kopf, während sie sich routiniert die Handschuhe überstreifte. »Ich will nicht, dass ein Fremder sie berührt.«

Jeffrey verstand, was sie meinte. Das hier war eine Angelegenheit des County. Deshalb würden sich auch diejenigen, die zum County gehörten, ihrer annehmen.

Sara stemmte die Hände in die Hüften und ging um die Leiche herum. Er wusste, dass sie versuchte, einen unbefangenen Blick für das Geschehen zu gewinnen, sich selbst aus der Gleichung auszuklammern. Jeffrey ertappte

sich dabei, dass er seine ehemalige Frau genau musterte, während sie das tat. Sara war hochgewachsen, über eins achtzig groß, mit dunkelgrünen Augen und braunrotem Haar. Er ließ seine Gedanken schweifen, erinnerte sich daran, wie gut es gewesen war, mit ihr zusammen zu sein, als der scharfe Ton ihrer Stimme ihn in die Realität zurückriss.

»Jeffrey!«, bellte Sara und sah ihn streng an.

Er starrte zurück, und er merkte, dass seine Gedanken an einen anderen, scheinbar sichereren Ort gewandert waren.

Sie hielt seinem Blick noch einen Moment stand und wandte sich dann zur Toilettenkabine um. Jeffrey nahm noch ein Paar Handschuhe aus ihrer Tasche und streifte sie über, während Sara redete.

»Wie ich schon sagte«, fuhr sie fort, »saß sie auf der Toilette, als ich sie gefunden habe. Wir haben das Gleichgewicht verloren und sind zu Boden gefallen, und danach habe ich sie auf den Rücken gedreht.«

Sara besah sich Sibyls Hände und untersuchte die Fingernägel. »Nichts. Ich vermute, sie wurde überrascht und wusste gar nicht, wie ihr geschah.«

»Glaubst du, es ist schnell gegangen?«

»So schnell auch wieder nicht. Was er getan hat, sieht für mich aus wie geplant. Der Tatort war sehr sauber, bis ich gekommen bin. Sie wäre in die Toilettenschüssel ausgeblutet.« Sara wandte den Blick ab. »Oder sie wäre gar nicht verblutet, wenn ich nicht zu spät hier aufgetaucht wäre.«

Jeffrey versuchte sie zu trösten. »Wie willst du das wissen?«

Sie reagierte mit einem Achselzucken. »Da sind ein paar Quetschungen an ihren Handgelenken, wo sie gegen die Haltegriffe gestoßen ist. Und außerdem«, sie spreizte Sibyls Beine ein wenig, »sieh mal hier, an ihren Beinen.«

Jeffrey folgte ihrer Aufforderung. An der Innenseite beider Knie war die Haut abgeschürft. »Was ist das?«, fragte er.

»Der Toilettensitz«, sagte sie. »Die untere Kante ist ziemlich scharf. Ich vermute, sie hat die Beine zusammengepresst, als sie sich zur Wehr setzte. Man kann sehen, dass Haut daran haften geblieben ist.«

Jeffrey warf einen Blick auf die Toilette und sah dann wieder Sara an. »Meinst du, er hat sie auf der Toilette nach hinten gedrückt und dann zugestochen?«

Sara antwortete nicht. Stattdessen wies sie auf Sibyls nackten Rumpf. »Der Schnitt ist nicht tief bis etwa zur Mitte des Kreuzes«, erklärte sie und drückte auf den Bauch, um die Wunde so zu öffnen, dass er sah, was sie meinte. »Ich nehme an, es war eine doppelseitige Klinge. Man erkennt die V-Form beiderseits des Schnitts.« Ohne Zögern ließ Sara den Zeigefinger in die Wunde gleiten, die schmatzend nachgab. Jeffrey schluckte und wandte den Blick ab. Als er sich wieder umdrehte, sah Sara ihn fragend an.

»Alles okay?«

Er nickte stumm.

Sie bewegte den Finger in dem klaffenden Loch in Sibyl Adams' Brust. Blut sickerte aus der Wunde. »Ich würde sagen, es handelt sich mindestens um eine Zehn-Zentimeter-Klinge«, schloss sie und ließ ihn dabei nicht aus den Augen. »Ist dir das hier unangenehm?«

Er schüttelte den Kopf, obwohl sich ihm bei dem Laut der Magen umdrehte.

Sara ließ den Finger wieder herausgleiten und fuhr fort: »Es war eine sehr scharfe Klinge. An dem Einstich weist nichts auf ein Zögern hin, also muss er von Anfang an genau gewusst haben, was er tat.«

»Und was war das?«

Ihr Tonfall war sachlich. »Er hat ihr ein Zeichen in den Unterleib geschlitzt. Die Schnitte sind sehr überlegt

ausgeführt, einmal von oben nach unten, einmal quer und dann noch ein Stich in den Oberkörper. Ich denke, das war die tödliche Wunde. Todesursache ist wahrscheinlich Verbluten.«

»Sie ist verblutet?«

Sara zuckte die Achseln. »Im Augenblick deutet noch alles darauf hin, ja. Sie ist verblutet. Es hat ungefähr zehn Minuten gedauert. Die Krämpfe waren Folge des Schocks.«

Jeffrey deutete auf die Wunden. »Das ist doch ein Kreuz, oder?«

Sara schaute sich die Schnitte genau an. »Würde ich auch sagen. Was anderes kann es doch kaum sein, oder?«

»Meinst du, es soll so etwas wie eine religiöse Message sein?«

»Wer kann das bei einer Vergewaltigung schon sagen?«, erwiderte sie und stutzte, als sie seinen Gesichtsausdruck sah. »Was?«

»Sie wurde vergewaltigt?«, fragte er und suchte bei Sibyl Adams nach Anzeichen von Gewaltanwendung. Es waren jedoch weder Quetschungen an ihren Oberschenkeln noch Abschürfungen im Beckenbereich zu entdecken. »Hast du was gefunden?«

Sara schwieg. Schließlich sagte sie: »Nein. Ich meine, ich weiß nicht.«

»Was hast du denn gefunden?«

»Nichts.« Ihre Gummihandschuhe schnalzten, als sie sie von den Fingern zog. »Nur das, was ich dir gesagt habe. Ich kann das auch im Schauhaus zu Ende bringen.«

»Ich kann nicht ...«

»Ich werde Carlos anrufen, damit er sie abholt«, sagte sie und meinte damit ihren Assistenten. »Treffen wir uns dort, wenn du hier fertig bist, okay?« Als er nicht antwortete, sagte sie: »Wegen der Vergewaltigung, ich weiß es nicht, Jeff. Wirklich nicht. Es war nur eine Vermutung.«

Jeffrey wusste nicht, was er sagen sollte. Er wusste nämlich nur zu genau, dass seine Ex-Frau auf ihrem Fachgebiet niemals Vermutungen anstellte. »Sara?«, fragte er. Und dann: »Geht es dir gut?«

Sara lachte zynisch. »Ob es mir gut geht?«, wiederholte sie. »Mein Gott, Jeffrey, was für eine blöde Frage.« Sie ging zur Tür und sagte bestimmt: »Du musst die Bestie finden, die das hier getan hat.«

»Ich weiß.«

»Nein, Jeffrey.« Sara drehte sich um und sah ihn durchdringend an. »Das hier ist ein ritueller Gewaltakt, keine Zufallstat. Sieh dir ihren Körper an. Sieh doch, wie sie hier zurückgelassen wurde.« Sara hielt kurz inne. »Wer immer Sibyl Adams getötet hat, muss seine Tat sorgfältig geplant haben. Er wusste, wo er sie finden konnte. Er ist ihr auf die Toilette gefolgt. Das hier ist ein kalkulierter Mord, verübt von jemandem, der damit ein Zeichen setzen wollte.«

Als ihm klar wurde, dass sie recht hatte, fühlte er sich wie vor den Kopf geschlagen. Er hatte diese Art von Mord schon gesehen. Er wusste ganz genau, wovon sie sprach. Das war nicht das Werk eines Amateurs. Wer immer dies hier getan hatte, putschte sich wahrscheinlich schon zu einer weitaus grausameren Tat auf.

Sara schien immer noch nicht zu glauben, dass er verstanden hatte. »Meinst du, dass er es bei einem Mord belassen wird?«

Diesmal zögerte Jeffrey keine Sekunde. »Nein.«